Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 12 (1908)

Artikel: Der Tore vom Hinterberg [Fortsetzung]
Autor: Wirth, Leo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574687

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

da der Duft der Liebe so übermächtig war, daß man kaum atmen durfte, um nicht daran zu sterben.

Aber die Gelehrten schüttelten ihre weisen Häupter über diesen verworrenen Pergamenten.

* * *

Mittlerweile war nun der Hund, der das Böse Gewissen geheißen wurde, aus seinem Winkel hervorgekrochen, nachdem er den Schluß gefunden hatte, daß es wirklich ein solches Wesen gab und daß er und kein anderer es sein mußte. Er ärgerte sich über sich selber und fing ganz leise und behutsam an zu knurren.

Das war gerade in einer jener Nächte, da der König der Träume an seinem Schreibtisch Gesetze aufschrieb und die Prinzessin ungeduldig auf ihn wartete — denn sie war unersättlich nach Lust und Liebe — bis er mit seiner Arbeit fertig wäre.

Und die Prinzessin Lüge hörte den Vorwurf aus dem Knurren des Hundes gar wohl, der in den Worten endete: „Der Fürst der Klugen Lehren! Der Fürst der Klugen Lehren!" — Und es fiel ihr wieder ein, daß sie jenem davongelaufen war und daß es nun Zeit sei, zu ihm zurückzukehren.

Und sie verließ ganz leise den Saal der Lust, stieß bei der Türe im Dunkel an ihren Mantel und hörte, wie die Knochen des Kindleins Unschuld darinnen klapperten. Sie erschrak ein wenig; aber sie tanzte doch gleich nachher über die Augen im Saale der Selbstvergötterung, glitt schlangenschnell am Zwerg Eigenliebe vorbei, sprang über die zuckenden Herzen im Saale der Rücksichtslosigkeit, warf einen großen Stein nach dem Hunde des Bösen Gewissens und verschwand lachend in der dunkeln Nacht.

* * *

Ob der König der Träume traurig war?

Er war viel zu gut, um auch nur einen Augenblick etwas Schlechtes von Prinzessin Lüge zu glauben.

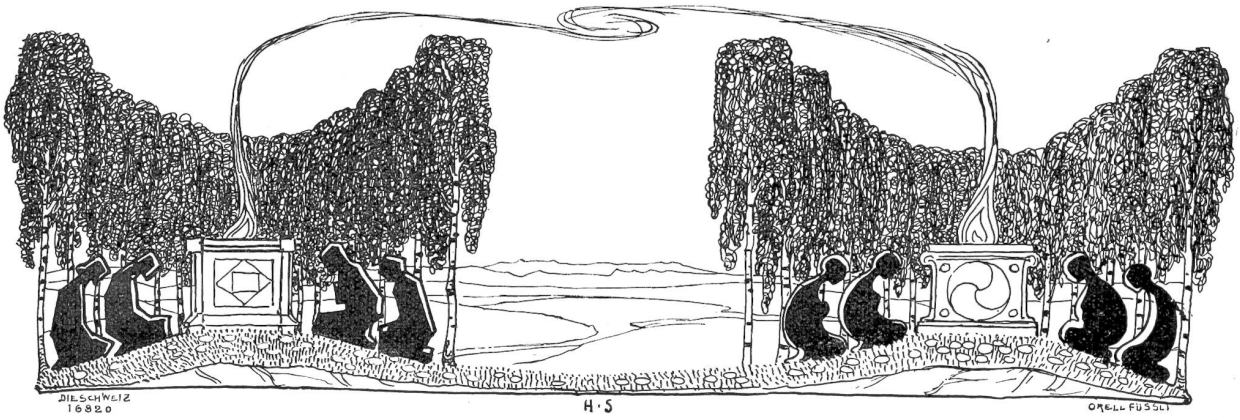
Sie hatte ihn so inbrünstig geliebt, wie man nur lieben konnte, wenn man zum ersten Male liebte. Sie hatte so herrliche Dinge gesagt und verheißen, erschlossen und gewährt — Gewiß kam sie bald zurück!

Aber Prinzessin Lüge kam nicht wieder.

Und der König der Träume irrte jammernd durch sein Haus, ruhelos und unstät, Tag und Nacht. Er fragte die Bäume, er fragte den Mond, er fragte die Tiere, er fragte die Erde nach den Spuren seiner Prinzessin.

Ueberall ward ihm das Nichts zur Antwort, das grausame Nichts, das weit schrecklicher ist als die entsetzlichste Gewißheit.

Es war sehr traurig für den König der Träume, wie wir später noch hören werden. (Schluß folgt).



Der Tote vom Hinterberg.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

Roman in Bleistiftnotizen von Leo Wirth, Charlottenburg.

(Fortsetzung).

Wochenlang verbarg ich die Seligkeit meines aufblühenden Geisteslebens sorgfältig in meiner Brust, wie ein Schatzgräber, der einen köstlichen Schatz in der Erde weiß. Ich mußte zuerst mit mir selbst ins Reine kommen. Dann ward es mächtiger, dann übermächtig. Ich lebte in einem Fieber von süßem Bangen, von Schaffenslust, Glück und alles entzündender Begeisterung — Ich konnte mich nicht mehr zurückhalten: zitternd vor Erwartung, Stolz und lähmendem Lustgefühl stand ich eines schönen Morgens vor meiner Mutter droben in der guten Stube und deklamierte ihr zum fünfunddreißigsten Geburtstag ein großes pathetisches Huldigungsgedicht, das ich in all den Blitzfeuern meiner Liebe, meiner Phantasie und meiner neuen Kunst verschwenderisch leuchten ließ.

Minutenlang starrte sie mich sprachlos an. „Und das ... hast du gemacht?" brachte sie endlich in verhaltenem Jubel hervor.

„Jawohl, Mütterchen!" gestand ich, selig verwirrt und tausend lachender Wonnen voll.

Da nahm sie mich an ihr Herz und drückte mich fest und warm. Eine Träne fiel auf meinen Scheitel. Ich werde diesen Moment niemals vergessen. Da erst wurde mein erträumter Dichterberuf in leuchtende holde Wahrheit umgesetzt, die Krone des Poeten sank glitzernd auf meine junge Stirne, der Kuß der Mutter war mir der Weihekuß der gewährenden Muse.

Und diesen kostbaren Augenblick hat mir mein Vater vergällt. „Schneckentänze!" rief er halb spottend, halb wegwerfend aus. Dieses drollige Wort, das er bei je-

der Gelegenheit zu gebrauchen pflegte und über das wir sonst immer lachten, ist mir nie so geringschätzig vorgekommen wie in jener alles entscheidenden Minute. Fast wäre ich in Tränen ausgebrochen.

Die Mutter erhob einen bescheidenen Vorwurf. „Wie kannst du ihm nur so die Freude verderben! Sein Gedicht ist ja doch recht schön! Wo ist einer in der ganzen Stadt, der ihm das nachmacht?"

„Ach, es wird ihm schon vergehen, wenn er einmal hinterm Ladentisch hantieren muß! Mein seliger Vater hat ja auch von Zeit zu Zeit solche Reimereien gemacht, aber gottlob nur ganz selten und bloß so nebenbei zu besondern Anläßen und Festlichkeiten, und ich glaube, er hielt selbst sehr wenig darauf. Für derlei brotlose Künste haben wir hier keinen Absatz!"

Dieser Krämerstandpunkt! Wie er mich quälte! Und wie mir damals schon der Ladentisch als der Inbegriff aller Prosa, als der Grabstein aller Poesie erschien!

Doch die nächsten Tage schon brachten Trost. Das Gedicht, sauber abgeschrieben, mit schönen Schnörkeln verziert, machte die Runde. Nicht mehr die Mutter, die Tante allein — die ganze Verwandtschaft, die ganze Nachbarschaft, die ganze Stadt nahm an der Verwunderung teil. Ich war auf einmal berühmt, ein halbes Wunderkind, jedenfalls etwas Außerordentliches für unsere guten Leute geworden. Auch mein alter Lehrer bekam das Gedicht in die Hände. Ich sehe ihn noch heute, wie er mir eines Tages, als ich ihm auf der Straße begegnete, die Hand weit entgegenstreckte und mit seiner alten zitterigen Stimme sagte: „Brav hast du's gemacht, Eduard! Ein schönes, sehr schönes Gedicht! In dir steckt ein Künstler. Fahre nur so fort! Aus dir kann noch einmal etwas werden. Du kannst unserer ganzen Stadt Ehre machen. Wie mich das freut!"

Dank, guter alter Lehrer, für dieses liebe Wort! Nun mach' ich's wahr! Dein kleiner Eduard von einst ist jetzt als Zwanzigjähriger in Berlin, um seiner Vaterstadt Ehre zu machen. — Ach, hättest du's noch erlebt!

Die Frauen des Städtchens aber, o, die haben mich ganz verwöhnt! Einen Dichter in seinen Mauern zu hegen, das galt ihnen als ein erstaunlicher Vorzug unseres Ortes! Sie sahen mich mit Blicken an, als leuchtete mir ein übernatürliches Wesen aus den Augen, eine Würde, vor der man ehrfürchtige Scheu empfinden muß. Nicht mehr den simpeln Krämerssohn sahen sie in mir, sondern ein höchst seltenes, interessantes Geschöpf aus einer fremden Welt. Die Mädchen hatten natürlich nichts Eiligeres zu tun, als meine Verse auswendig zu lernen und nach bekannten Melodien zu singen. O, ich war gefeiert!

Zwar auch der Neid blieb mir nicht erspart, die verkleinernde Mißgunst nahm mich aufs Korn. Als ich meine ersten Gedichte, zuerst unter einem Pseudonym, dann, als man mich richtig herausgefunden hatte, unter meinem wahren Namen im „Intelligenzblatt" abdrucken ließ, zuckten ehemalige Schulkameraden überlegen die Achseln, lachten darüber, nannten sie „dummes Zeug" oder behaupteten gar, ich hätte sie abgeschrieben. Das ärgerte mich tief in der ersten Zeit. Aber ich kannte den Satz vom Propheten, der in seinem Vaterlande nichts gilt, und fand meinen Trost darin, ja sogar einen großen, freudigen Stolz; denn gerade dieser Neid und diese Verkleinerung bewiesen mir, daß ich eben der Prophet war, als den ich mich fühlte und als den meine Bewunderer mich feierten.

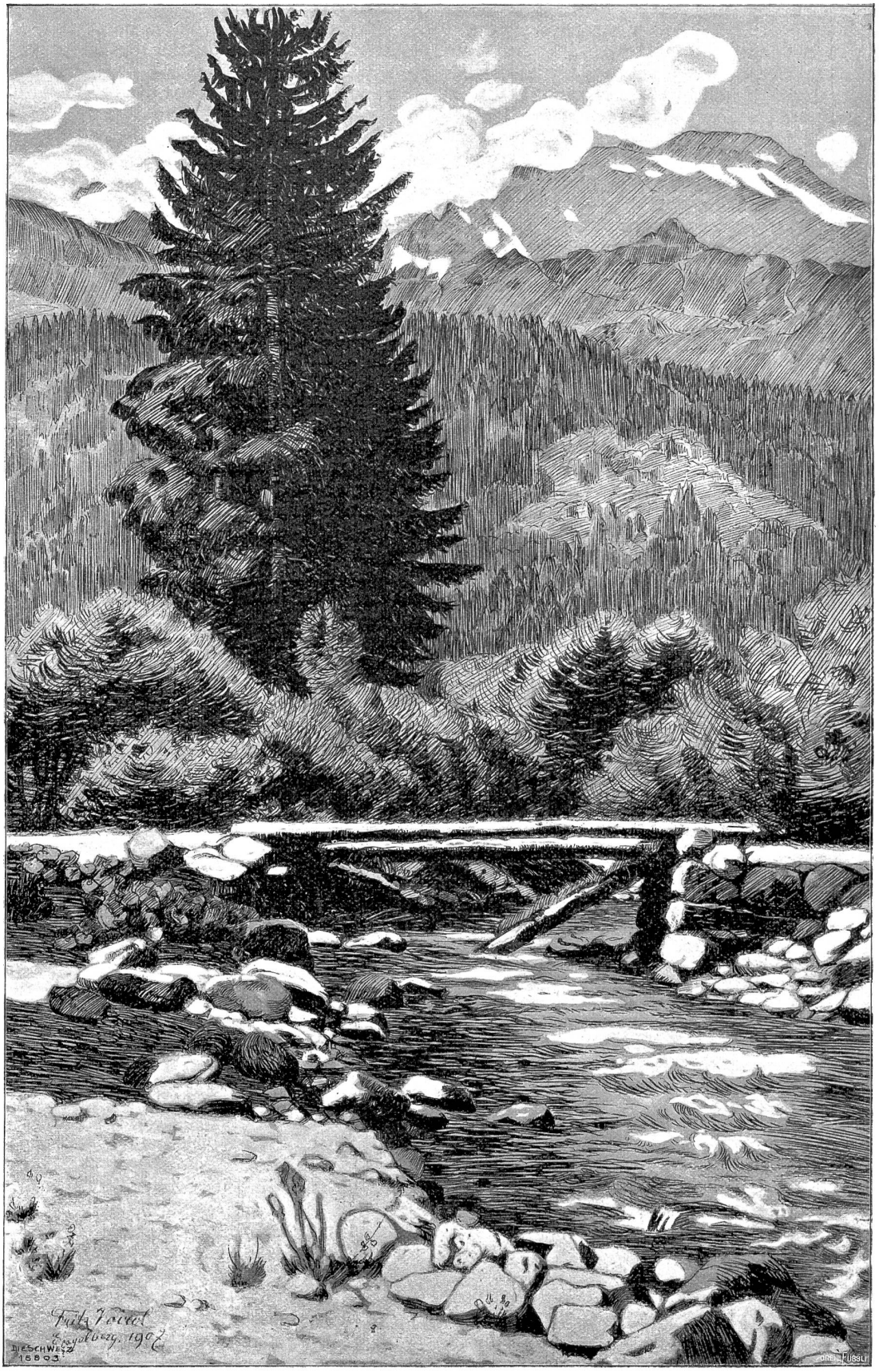
Hans, mein junger Freund, war der einzige meiner ehemaligen Schulkameraden, der meinem Aufstieg folgte bis zum heutigen Tag und niemals an mir irre ward. Und doch, einmal — mein Name war schon in der ganzen Gegend bekannt, ich genoß bereits den vollen Glanz einer Lokalberühmtheit, besaß eine Gemeinde, die mich liebte und auf mich schwor, sah hundert Blicke schwärmerisch zu mir aufgeschlagen — da pries ich eines Tages begeistert mein überschwengliches Glück vor Hans, dem Stillen, der mir, wie immer, nachdenklich zuhörte. „Siehst du, so geht es jetzt vorwärts, unaufhaltsam. Ich ziehe meine Kreise. Das dehnt sich immer weiter aus und immer weiter. Das ist der Prozeß des Berühmtwerdens, so einfach, nicht wahr, und dabei so großartig!" Diesmal fand er unerwartet einen Einwand. „Ich finde es doch recht sonderbar," sagte er, „daß immer nur Frauen und Mädchen dein Lob singen, nicht auch die Männer, nicht einmal dein Vater. Haben denn die Frauen und Mädchen in unserem Städtchen ein Urteil? Bist du ihnen nicht etwa nur eine Mode? Wollen sie dir am Ende bloß schmeicheln? Du wirst ja einmal eine sehr gute Partie sein, besonders dann, wenn du als junger gebildeter Herr aus der Handelsschule kommst, und — hübsch bist du ja auch!"

„Halt' ein, Hans, du beleidigst mich!" schrie ich ihn an. Seither hat er geschwiegen.

Es bot sich auch nicht mehr Gelegenheit zur Fortsetzung dieses Gespräches; denn kurz nachher bezog ich in der Kreisstadt für zwei Jahre die Handelsschule und kam nur noch an Sonntagen flüchtig heim. In dieser Zeit gewannen meine Poesien an Form und Inhalt; sie wurden erst jetzt eigentlich literarisch. Fast waren sie mir nun zu gut für unser kleines heimatliches „Intelligenzblatt"; aber den braven Leuten zu Gefallen, die doch mein Talent zuerst erkannt und bewundert hatten und immer noch so lebhaftes Interesse an mir nahmen, schickte ich stets wieder kleine Proben hin.

Daneben aber ließ ich auch im Unterhaltungsblatt des „General-Anzeigers" der Kreisstadt und in Tagesblättern der weitern Provinz Gedichte erscheinen, endlich sogar in kleinern Zeitschriften, die in Leipzig und Berlin erscheinen. Daheim wurde ich jetzt mit Schiller, Goethe, Sudermann und Hauptmann in einem Atem genannt, obschon ich noch kein Drama geschrieben hatte, und selbst mein Vater ward nach und nach aufmerksam und mäßigte seinen spöttischen Widerstand.

Mein Ziel ging jetzt in raschem Zuge höher hinauf. Was die Handelsschule bot, war mir schon bald alltäglich geworden; diese Schule mit all ihren korrekten Lehrern und studentisch sich gebärdenden Schülern erschien meinem hochgespannten Geist als der Inbegriff aller Prosa, Pedanterie, Geringwertigkeit und Gewöhnlichkeit. Und wie die Schule selbst, so verlor auch die Kreisstadt nach und nach ihren Reiz für mich. Größeres schwebte mir vor. Diese schmalen ungemütlichen Gassen mit dem Kindergeschrei und dem Ladendunst, diese paar armseligen Sehenswürdigkeiten, um die sich kein Fremder kümmerte, dieses kleinliche klatschsüchtige Philistervolk,



Bei Engelberg. Nach Originalzeichnung von Fritz Voirol, Basel-München.

das Kunstsinn heuchelte und doch so barbarisch geschmacklos sein konnte, diese Tanzstundenbekanntschaften mit ihrer törichten Vornehmtuerei und erkünstelten Sentimentalität — all dessen war ich bis zum Ekel überdrüssig geworden, und aus solcher Stimmung heraus schrieb ich und schrieb halbe, ganze Nächte hindurch — eine Phantasie, ein leidenschaftliches Jugendwerk, einen Hymnus auf das freie sonnige Künstlerleben, eine Fülle goldener Augenblicksbilder, im Geiste geschaut, die sich zu einer merkwürdigen, formlosen und doch unmittelbar packenden, hinreißenden Novelle zusammenschlossen: „Der Sehnsucht Land".

Ein großer Künstler steht im Rahmen des Ganzen, kleinen Verhältnissen entsprossen, verkannt, verleumdet und darniedergehalten — aber mit einem Ruck reißt er alle Bande durch, stürmt, ein freier Mann, hinaus ins Leben, in die schöne, herrliche, lockende Welt, fliegt von Triumph zu Triumph durch seiner Sehnsucht blütenvolles Land, kommt nach Jahren stolz als gefeierter Olympier zurück, führt seine Jugendgeliebte, die nie den Glauben an ihn verloren, zum Altar und sieht aus goldenen Höhen lächelnd auf seine Neider herab.

Mein eigener Widerwille gegen alles Kleinliche und Banale, meine eigene Sehnsucht nach Freiheit, nach einem fernen schimmernden Wunderland waren darin ausgesprochen. Das mußten sie lesen, zum Abschied, die Philister der Kreisstadt, die Krämerseelen dieser engen Welt, aus der es mich herauspreßte wie mit vulkanischer Gewalt. Ich bot „Der Sehnsucht Land" dem „General-Anzeiger" an, und er brachte die Novelle im Feuilleton. Das war ein Abschied! Alles sprach davon. Die einen rühmten mich, die andern schrieen Zeter. Manche Schwäche der Kleinstadt war da bloßgestellt, mancher Krähwinkelgeist fühlte sich getroffen. Auf der Redaktion liefen entrüstete Schreiben ein, die den Redaktor veranlaßten, einige besonders starke Stellen in den folgenden Partien zu mildern oder gar zu streichen. Ich konnte es ihm lange nicht verzeihen.

Erst als das blanke Honorar auf meinem Tische lag — dreihundert Mark in Gold — war ich versöhnt und vollkommen glücklich. Dieser Triumph reifte Hohes in mir zur Tat; aber ich mußte es noch sorgsam in meiner Brust verschließen. Denn meine Eltern hatten bestimmt, daß ich sofort nach Beendigung des Kurses an der Handelsschule in ihr Geschäft eintreten sollte. Drohend stand dieses Schicksal vor meiner Seele; verfiel ich ihm, dann würde sich meiner Sehnsucht Land auf ewig vor mir verschließen. Pläneschmiedend verließ ich die Kreisstadt. Aber doch als ein junger Dichter, von dem man sprach, den seine Mitschüler einen „Mordskerl" nannten, und das kräftigte mich und wirkte mit am Ausbau meiner großen Ideen.

Als ich mein Abgangszeugnis und die dreihundert Mark vor meinen Vater hinlegte, sagte er minutenlang kein Wort. Bange Minuten. Erwartung und Vorfreude ließen mich zittern. Dann ergriff er meine Hand, sah mich zufrieden lächelnd und doch mit einem unergründlichen Ernst an und sagte: „Das ist gut! Ich bin zufrieden mit dir, Eduard, und will dir's auch beweisen. Auf diese dreihundert Mark mache ich keinen Anspruch. Sie sind dein; denn du hast sie selbst verdient. Du sollst auch den Genuß davon haben. Damit du vor dem Eintritt ins Geschäft noch etwas von der Welt siehst und dich in gesunder Luft für die langen Jahre der Arbeit hier in Laden und Kontor stärkst, gebe ich dir vier Wochen Ferien und möchte dir raten: Mach' mit dem Geld eine Schweizerreise, geh' in die Alpen, irgendwo in die Höhe hinauf, erhole dich von der Schule und sammle Kraft für die Tagesarbeit! Bist du's zufrieden so?"

„Ja, Vater!" antwortete ich, tief gerührt über soviel Güte, die ich von dem strengen Manne sonst so wenig gewohnt war.

In dieser Stimmung konnte ich ihm nicht von meinen Plänen heißen Ehrgeizes sprechen, die mir auf der Zunge brannten. Das hätte seine Freude wohl gestört; ich mußte warten, bis die Stunde günstiger war und bis ich die Mutter vorbereitet hatte. Sie sollte meine Bundesgenossin sein, wie sie's von jeher gewesen; ihre Macht über den Vater war groß. Wenn ein Mensch imstande war, seinem Munde das entscheidende Wort zu entlocken, sie mußte es sein. Indessen mochten die Dinge ihren Lauf nehmen, ich war entschlossen zu warten, aber niemals, unter keinen Umständen auf die Fahrt in meiner Sehnsucht Land zu verzichten.

Unmittelbar vor meinen Augen stand jetzt nur ein Einziges: die Schweizerreise! Des Vaters Wort hatte mich gepackt. Nun zog es mich hinauf in das Zauberland der Alpen, deren Gipfel ich von Jugend an kannte, weil sie uns an hellen Abenden rot in der Ferne aufleuchteten, jene Gipfel, in deren Firnelicht ein Wunder blühen soll: die blaue Blume der Poesie.

Doch allein zu gehen war mir kein volles Glück. Einsamer Genuß ist halber Genuß, geteilte Freude doppelte Freude. Jetzt dachte ich wieder an meinen Jugendfreund Hans. Er mußte mit. Ich drängte ihn, drängte und bat. Aber er blieb unerbittlich; seit er selbständig geworden und als Schreiner sein bescheidenes Geld verdiente, war er sparsam und erlaubte sich keinen Luxus mehr. Wohl hatte er sich durch unermüdlichen Fleiß ein hübsches Sümmchen zurückgelegt; aber dieses junge Kapital anzugreifen, an dem so mancher Schweißtropfen hing, das von so mancher Entbehrung hätte erzählen können, dazu war er nicht zu bewegen. Zum ersten Mal, seit wir uns kannten, redete ich vergebens auf ihn ein. „Ach, mein Freund, wie gern käme ich mit in die schöne Schweiz; aber ich kann nicht, ich kann einfach nicht! So große Freuden sind nicht für so kleine Leute, die ihr armes, unter Entbehrungen gesammeltes Geld mit Angst zusammenhalten müssen!" Darauf kam er immer wieder zurück. Und dabei verrieten seine guten Augen doch so deutlich den schweren innern Kampf, den der liebe Mensch mit sich selber führte und der immer so entsagungsvoll enden mußte, daß ein inniges Mitleid mich überkam.

„Nun mußt du mit," rief ich ihm eines Tages zu; „mein Geld reicht auch für zwei, wenn ich den Reiseplan um die Hälfte verkürzen und weniger anspruchsvoll sein will! Für all die Einschränkung entschädigt mich ja das Zusammensein mit dir. Komm' nur mit, Hans, ich mag nicht reisen ohne dich, und ich bezahle alles!"

Er zögerte auch jetzt noch und machte hundert Einwendungen; aber zuletzt konnte er meinen herzlichen

Bitten nicht länger widerstehen, drückte mir warm die Hand und willigte ein. Nur um Zeit bat er noch bis Ende August; dann werde er die wichtigste Arbeit fertig haben und zur Abfahrt bereit sein.

* * *

Zehn Tage haben wir auf der Axalp verlebt, zehn Tage des Glücks und übermenschlicher Freude! Auf grüner Alpenweide haben wir träumend gelegen, über uns die schwarzen Wettertannen, die ragenden Felsgipfel des Axalphorns, des Oltschikopfs, des Faulhorns, des Schwabhorns, unter uns die grüne Bergmatte der Schweibenalp, das tannendunkle Tobel des Gießbach und tief unten den himmelblauen Spiegel des Brienzersees, umrahmt von leuchtenden Dörfern, grünen Matten und schwarzen Tannenwäldern. Jenseits des Sees aber hoben sich die einförmigen Linien des Brienzergrates in sanftem Schwunge ab vom blauen Himmel und stiegen empor bis zur höchsten Spitze des Rothorns. Und weit oben, wo das Haslital durch dunkle Berge abgeschlossen wird, stiegen weiße Spitzen fein und zart in die Luft, und der Titlis zeigte strahlend sein breites ewiges Schneefeld.

Im Anblick alles dessen haben sich unsere Hände manchmal inniger gefaßt, die Seelen aber haben zusammen geredet, viel wahrer und wärmer als je in unserem Leben. Manch kluges tiefes Wort hat mein einfacher bescheidener Freund in dieser Bergwelt oben gesprochen, das mich staunen ließ. Er wuchs und gewann in meinen Augen von Tag zu Tag.

Ach, wie gern gedenk' ich jener schönen Spätsommertage! Und sehe die Bilder alle, die mich damals überwältigt, in frischem zauberhellem Glanz vor meinen Augen wiedererstehen, von lachendem Sonnenschein übergossen und, ganz zuletzt, in die roten Purpurfarben der Liebe getaucht. So wandern sie vorüber, Bild um Bild.

* * *

Ach, ich wußte ja, daß das Glück mir nah,
Als ich dich zum ersten Male sah!
Nie vergess' ich, wie mir ums Herz geschah:
Was ich ersehnt, stand herrlich vor mir da!"

Ein Sonnenaufgang im Gebirge! Zarte, weiße Dämmerung steigt empor hinter den Bergen des Ostens; ein rosiger Hauch liegt auf dem Firnenschnee. Scharf und schwarz treten die steinernen Riesen, ihre Glieder reckend, aus nächtlichem Dunkel hervor. Grüngelbe Farben huschen über die Alpenwelt. Im Osten loht ein blendendes Goldmeer, dann ein blühendes, duftiges Rot.

Hans und ich stehen zusammen auf dem Balkon des Hotels, Hand in Hand, und schauen sprachlos in die Berge hinaus, indessen ein kühler Hauch aus der Höhe kommt und der Himmel uns mit seinem Farbenabglanz übergießt.

Jetzt flammen die fernen Schneefelder feurig auf, ein Meer von Glut und Glanz wogt gegen uns heran, wir ertrinken im Licht. Die Sonne, die goldene Sonne! Sei uns gegrüßt!

„Mama, sieh nur, wie schön!"

Eine lerchenhelle lachende Mädchenstimme hat es unter uns gerufen. Hans beugt sich über das Geländer vor. „Es ist das junge hübsche Mädchen, das gestern abend noch so spät angekommen ist und kaum seine müde Mutter mitzuschleppen vermochte," flüstert er mir zu.

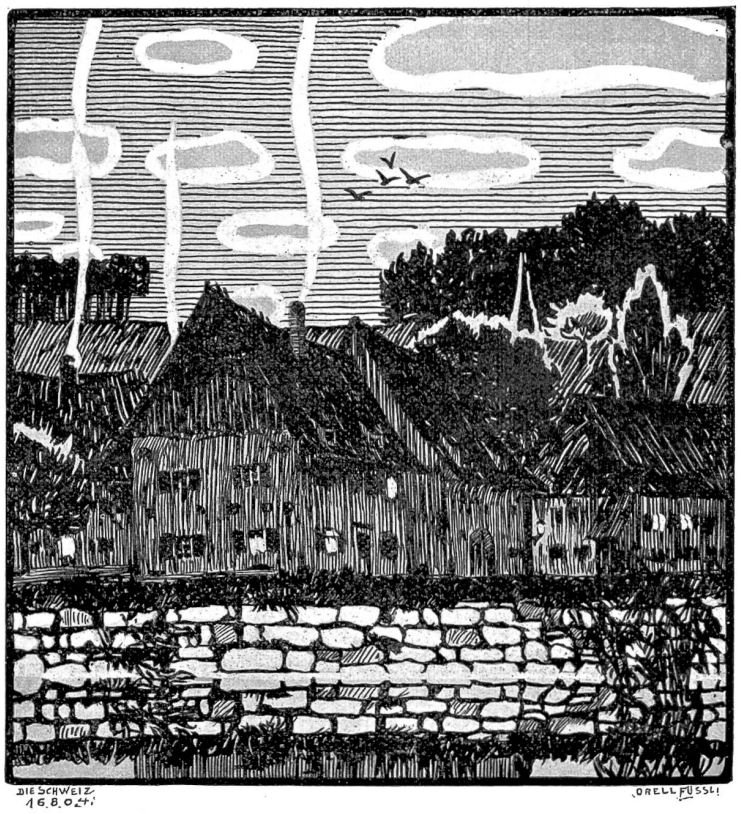
Aber sie hat es unten schon gehört. Ungeniert lacht sie in die Höhe: „Guten Morgen! Auch schon munter?"

„Guten Morgen!" rufen wir beide gleichzeitig hinab. Rasch ist ein kleines Gespräch angeknüpft, das uns den schönsten Sonnenaufgang vergessen läßt.

Soviel Anmut und frische Natürlichkeit waren mir noch nie begegnet. Ein so urwüchsiges Menschenkind, glaubte ich, könne nur in diesen schönen Schweizerbergen geboren sein. Aus ihren Augen blitzte der Schalk, und um ihren roten Mund ging ein Lächeln, das von verwirrender Schönheit war. Zu unserem Bedauern wurde die liebe Kleine bald von innen gerufen und verschwand mit einem lachenden „Auf Wiedersehen!" vom Fenster.

Wir konnten die Stunde des Frühstücks diesmal kaum erwarten. Als die ersten waren wir unten. Bald erschienen auch die beiden Damen. Die Tochter trug einen Bergstock in der Hand, war hochgeschürzt und zu einer Tour gerüstet. Wie alte Bekannte begrüßten wir die beiden, herzlich das Mädchen, mit Ehrfurcht seine Mutter, eine schöne, würdige Dame. Ich stellte vor: „Mein Name ist Eduard Steinitz, hier mein Freund Hans Limberg . . ."

„Lenchen Brand — meine Mama!" Das kam so schnell von den frischen Lippen, daß die Mutter kein Wort hatte sagen können.



Zur Mittagsstunde. Nach Originalzeichnung von Fritz Voirol, Basel-München.

„Auch aus Bayern?“ fragte ich; „die Aussprache klingt so heimatlich . . .“

„Jawohl, aus der südlichsten Stadt des Landes, aus Lindau im Bodensee.“

„Ach, aus Lindau! Da sind wir ja fast Nachbarn! Wir kommen vom Allgäu herab, aus Koppenberg, dem guten, abgelegenen Kleinstädtchen . . . Sie wissen doch?“

„Nicht so recht . . . So um Kempten herum, oder?“

Die Mutter wußte es, hatte sogar noch eine alte Bekannte bei uns, und daraus ergab sich fast von selbst ein recht angeregter Gesprächsstoff. Noch war der Kaffee nicht ganz ausgetrunken, als wir vier schon vertraut waren wie Familienglieder. Die Brands wollten nur wenige Tage bleiben, ungefähr noch ebenso lange wie wir. Da mußte sich ja Gelegenheit zu manchem hübschen Ausfluge bieten. Wir entwarfen Pläne, die Hochtouristen Ehre gemacht hätten.

„Wo wollen Sie denn heute schon hin, Fräulein Brand, daß Sie den Bergstock bereits zum Frühstück mitbrachten?“ fragte ich in der stillen Hoffnung, gleich eingeladen zu werden.

„Zum Hinterburgsee . . . Die Mama will nicht mitkommen, sie ist noch zu müde seit gestern, und da wollte ich eben allein gehen. Nun aber . . . Sie kommen doch mit?“

Gottlob! Wir waren sogleich bereit.

* * *

Tief hinten, wo die stotzigen Felsen des Oltschikopfes und des Axalphorns in die Tiefe starren, liegt ein kleiner Alpensee wie ein Traum. Ueber taufrische Weiden wanderten wir dahin, passierten mächtige Steine und Schutthalden und durchschritten dann einen geheimnisvoll düstern Tannenwald.

Unerwartet öffnet sich die Szenerie: der Hinterburgsee liegt uns zu Füßen, klar wie ein Spiegel und scheinbar unergründlich tief; denn die Berge spiegeln sich darin bis hinauf zu ihren sonnenvergoldeten Spitzen. Hier herrschen die Schatten noch. Aber schon blitzt es über den Scheitel des Oltschikopfes hinweg, blendende Feuerstrahlen schießen herab auf den See; der schillert grün auf im moosigen Grunde, und die kleinen Fische blitzen wie Edelsteine in der klaren Flut. Ringsum eine Wildnis von breitästigen Tannen, gestürzten Baumstämmen, von Dickicht überwuchert und wildem verblühtem Alpenrosengebüsch.

Aus der Höhe kommt Herdenglockengeläut. Die Kühe steigen langsam herab zum See, ihre weißroten Körper spiegeln sich deutlich im Wasser ab, und sie trinken bedächtig den ersten Sonnenstrahl.

Hans hat sich unerwartet seiner schönen Tenorstimme erinnert und eines fremdartigen Liedes aus der Kreisstadt, wo er einmal im Theater war. Er steht auf einem Felsblock und singt mit klaren hellen Tönen:

„Hab' ich nur deine Liebe,
Deine Treue brauch' ich nicht;
Denn Liebe ist die Knospe nur,
Aus der die Treue bricht . . .“

Und harmonisch zieht es durch die Alpenwelt, vom Echo zart und lieblich wiederholt: „. . . Ob mit, ob ohne Treu, ob mit, ob ohne Treu . . .“ Dann verhallen die Töne in den Felsen.

Fräulein Brand sitzt auf einem Baumstamm dicht am Wasser, das ihr fast die Füße netzt. Sie blickt hinab auf den moosigen Grund, scheinbar in ernstes Nachdenken vertieft. Ihr schönes Lächeln ist ganz verschwunden. Erst nach Minuten fragt sie mich aus tiefem Sinnen heraus: „Wie kommt Herr Limberg nur zu dem seltsamen Lied?“

(Fortsetzung folgt).

Sonntagspilgerfahrt.

An J. V. Widmann.

Die liebsten Feierstunden sind von allen
doch jene seltnen, da zum ältern Freund
du in die Unterweisungsstunde gehst,
da du mit frohem Stolz die Worte nimmst,
die er zu deinem jungen Wollen wertet,
und, was du selber sagst, ist wie die Münze,
die du nicht gibst, sie sei denn echt befunden.
Mein Leben lang will ich der Gänge denken,
wo ich an stillen Sonntagsnachmittagen
den Stalden auf, die Stadt tief unten lassend,
ins stille baumbewachte Gäßchen biege
und, wenn die Gartentüre sich geschlossen,
die Ruhmsucht, Ehrgeiz, Liebesglück und Leiden,
mein ganzes Jugendtollsein draußen abfällt.
Die ausgewachs'nen, stolzen Ahornbäume,
das mit der Patina der Zeit geschmückte
bescheidne Haus, ja selbst des kleinen Pintschers
maßvolles Bellen sagen: „Hier ward Einheit!“
Dann stets zu frohem Gruße offne Hände
des alten Ehepaars. Und eine Liebe,
die durch ein Menschenalter sich erwiesen,
strömt über mich und gibt mir Glücks genug.
In schatt'ger Laube, unter Rebenranken
darf ich vom Schaffen eines Meisters hören,
die leeren Taschen meines Hungers füllen.
Manch auserles'ne Frucht in goldner Schale
und Dichterweisheit, Sprüche aus dem Leben
und Glauben an die Schönheit teilt er aus —
's ist wahr, ein Hauch Vergangenheit weht manchmal:
der Abend naht sich eines reichen Tages.
Drum sinkt die Sonne auch so weltverklärend,
so ewigkeitsgewiß, des Werkes froh.
Das Alter aber, jung und stark im Fühlen,
erfüllt mein Herz mit Strahlenzuversicht:
Mag's stürmen, frieren, trostlos dunkel werden —
Um solches Leben wissen, führt zum Licht!

Charlot Straßer, Bern.